

SWR2 Essay

Eine Anstiftung zur Landsuche

Von Nina Omilian

Sendung: Montag, 29. März 2021

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Nicole Paulsen

Produktion: Südwestrundfunk 2021

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Die Essayredaktion warnt:

Das bloße Lesen von Radioessay-Manuskripten
kann den Hörgenuß wesentlich beeinträchtigen!
(Wir sind ein Radio; kein Verlag.)

Die Essayredaktion empfiehlt:

Laden Sie sich den Radioessay zum Hören herunter:
Auf [SWR2.de/essay](https://www.swr2.de/essay)
in der ARD-Audio-App oder
in der SWR2-App!

Viel Vergnügen!

Eine Anstiftung zur Landsuche

Bauer Jokul lehnte sich an die kaputte Straßenlaterne und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen den Umzugswagen. Der Wackelkontakt dieser einen Straßenlaterne hatte im Dorf Tradition gehabt.

Seit ein paar Monaten aber blieb sie dunkel. Nicht, dass man sie aufgegeben oder der Laterne ihr individuelles Recht, sich des Leuchtens zu enthalten, final zugesprochen hätte. Nein, man hatte ein neues Wort erfunden und gleich eine ökologische Leitlinie daraus gebastelt. Lichtverschmutzung. Die Gegend an der Havel war zum Sternenpark ernannt worden. Sterngucker aus der ganzen Welt reisten nun statt nach Namibia nach Gülpe. Dunkeldeutschland war vom Klischee zum Prinzip erhoben worden.

Dem Bauern Jokul war vom Grundsatz her schon klar, dass man das Licht ausschalten musste, wenn man die Sterne besser sehen wollte. Warum das aber zwangsweise ganzjährig nun die Beobachtung der Nachbarschaft erschweren und somit die Sicherheit des Dorfes gefährden musste, erschloss sich ihm nicht. Man schoss ja auch nicht die Glühbirne in der Wohnstube von der Zimmerdecke, damit an Weihnachten der Baum heller strahlte. Und nun konnte er den Einzug der neuen Nachbarin nicht offenen Auges überwachen. Zum dritten Mal in diesem Jahrzehnt bezog jemand den maroden Resthof am Ende der Straße. Gleich nach der Wende hatte die Filmindustrie den geschlossenen Vierseitenhof für sich entdeckt. Das hatte das Dorf eine ganze Zeit belebt. Bis der Jäger von seinem Hochstand aus beobachten konnte, dass im Inneren des zerrütteten Gemäuers Jungs Traktor fahren. Weitestgehend unbekleidet. Mehrere Jungs. Ein Traktor. Laufende Kamera. Der Sohn des Dorfpfarrers saß vorne. Nachdem man dem Regisseur die Zugkraft des alten DDR-Traktors Fortschritt ZT 300 unter erschwerten Bedingungen – dem Anbinden einer Einzelperson (nur ein bisschen) - demonstriert hatte, fühlte sich auch der Rest der Crew irgendwie ungeliebt und verließ das Dorf Hals über Kopf.

Dann war der Kiffer eingezogen. Zunächst hatte er den Hof vor dem Kauf einen Monat lang Probeschlafen müssen. Wegen der Mondphasen und irgendwelcher Wasseradern. Der war alles in allem ganz friedlich gewesen, der Kiffer. Er hatte die zahlreichen Zipperlein der meist älteren Dorfbewohner zu lindern gewusst. Besser als der schon lange nicht mehr

vorhandene Dorfarzt. Und die Dorfjugend war in dieser Zeit auch irgendwie zur Ruhe gekommen. Aber dann hatte der Kiffer Fördermittel für den medizinischen Anbau von Hanf beantragen wollen und die Polizei hatte seine beachtliche Plantage stillgelegt. Mit verhaltenem Stöhnen richtete Bauer Jokul sich an der Laterne auf. Nun lud da jemand ein Klavier aus. Und sehr viele Bücherkisten. Eine sehr blasse, sehr kleine Frau sprach zu leise mit den Möbelpackern. An ihrer Seite saß ein riesenhafter schwarzer Hund, der das Ausladen zu beaufsichtigen schien. Das Dorf hoffte auf einen kulturinteressierten Handwerker oder einen Arzt. Aber wahrscheinlich hatten sie wieder Pech und bekamen einen entlaufenen Künstler ab. Immerhin hielten die sich lange, auf dem Land. Flachwurzler verpflanzt man besser.

Alles hatte mit dem gestohlenen Schal begonnen.

Als die blasse, kleine Sängerin die Bühne verließ, war er verschwunden.

Jemand hatte ihn ihr weggenommen. Schutz, Freund, Heimat entwendet.

Überhaupt war ihr vieles entglitten an diesem Abend. Zu leise waren sie ihr geraten, die Pianissimi. Verhallt ohne geklungen zu haben. Die Töne wollten ihre Flügel nicht spreizen, nichts kam zum Schweben in der luxuriösen Akustik der Philharmonie.

Und dann hatte der Flötist sich entschieden, ein f zu spielen. Ausgerechnet anstelle eines fis'. Plattentektonisches Wabern durchknirschte das ehrwürdige Parkett. Der unaufhaltsame Fall der blassen, kleinen Sängerin hatte begonnen. Frei durch die Dimensionen. Die klanglichen zuerst.

In G-Dur gerät ohne fis ein Universum aus den Fugen. Fis ist der Leitton. Ein Leitton definiert den Grundton. Unumstößlich. Ein Naturgesetz. Ein in abendländischer Musik absolut verlässliches Ereignis. Das Verunstalten des Leittons ist der denkbar größte Verrat. Verlust haft jenseits jeden Urvertrauens. Nie wieder gut zu machen. Am Fis erkennt man in G-Dur, wo man hinwill. Dieser eine Ton macht die Sehnsucht nach dem einen, dem einzigen Grundton zur süßen Qual. Oder zur Verheißung, je nachdem, woher dieser selber gerade kam. Wegweiser oder Dealer. Ein Dominostein, der niemals fallen darf.

Eine ganze Passage lang war das Orchester im Kern erschüttert gewesen. Einige hatten hilfeschend nicht etwa nach vorne zum Dirigenten gesehen, sondern unwillkürlich den Blick nach oben gewandt. Wie ein Hühnerhaufen, der in der Höhe den Greif ahnt. Eine flüchtige kollektive Geste. Aber oben war in diesem Fall nichts, was Zuwendung ermöglicht hätte. Nur eine akustisch ausgeklügelte Deckenkonstruktion.

Das Konzert hatte sich von diesem einen Misston den ganzen Abend nicht erholt. Die blasse, kleine Sängerin würde sich von diesem einen F ihr ganzes Leben lang nicht mehr erholen. Das wusste sie in diesem Moment noch nicht. Da war nur das dringende und nunmehr unstillbare Bedürfnis, sich in die kaschmirne Geborgenheit ihres Schals zu schmiegen. Haltlos griff sie sich an die Kehle. Kälte durchsickerte das Rückgrat der blassen, kleinen Sängerin. Sie schwankte kurz, suchte Aufrichtung und fand keine. Die Kälte flüsterte knisternd die eine, die gefährliche, die exklusive Frage:

„Wie steht es denn mit DEINEM Grundton?“

Zur Leere trat die Stille.

Wo kein Leitton, da kein Grundton. Dem Keplerschen Sphärenmodell folgend war für das äußere Ohr der blassen, kleinen Frau lautlos, für das innere Ohr betäubend laut der innere Kosmos aus dem Gefüge geraten. Unbemerkt inmitten der ausverkauften Philharmonie. In der Überladenheit des Raums quoll aus den sich weitenden Fugen zwischen Wollen und Können zunächst Unruhe. Dann Unzufriedenheit. Und dem ewigen Gesetz der Trias folgend zuletzt der übelste aller Schurken, der Selbsthass.

Manch Romantiker möchte bis heute glauben, dass Robert Schumann über genau dieser Frage dem Wahnsinn verfallen sei. Nicht etwa wegen der Syphilis. Sondern weil er phasenweise besessen war von der Suche nach einem alles durchdringenden, universellen Grundton.

Lange lauschte die blasse, kleine Sängerin ratlos in sich. Monatlang. Aus dem von außen kaum wahrnehmbaren Haarriss, der sich seit Erklängen dieses einen elenden Fs durch ihre Existenz zog, wurde mit der Zeit eine Schlangengrube. Angst vergiftete die Gedanken, nährte sich am plötzlich empfundenen Minderwert, bis daraus Panik und Verzweiflung gereift waren.

Stumm zu zerbrechen konnte nicht das Ziel sein.

Also lief die blasse, kleine Frau los. Immer geradeaus. Von einer Welle weißen Rauschens getrieben dem fast ertaubten inneren Ohr nach, tastend, Schritt um Schritt. Allmählich sortierten sich die Frequenzen, Sinuskurven pegelten sich ein, das Pulsen wich einem Herzschlag. Als sich die Ohren der Sängerin wieder traute, stand sie vor den Toren der Stadt.

Landläufig meint man, jedem Aufbruch folge ein Aufgebrochensein.

In Wirklichkeit aber verhält es sich genau umgekehrt. Jedem Aufbruch geht ein Aufgebrochensein voraus. Auch und gerade bei der florierenden Subspezies Landsuchender, den landläufigen Stadtflüchtlingen. Die Dorfbewohner nennen sie auch gerne „Wirtschaftsflüchtlinge“, jene modernen Glückssuchenden, die der Tsunami ihrer inneren Beben in ferne Gegenden spült, die sich klatschnass und gebrochen an ihre seit Jahren unausgebrüteten Eier klammern. In diesem Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts locken die Sirenen mit einer gut vermarkteten und archaisch, ja paläo-anthropologisch in uns verwurzelten Projektionsfläche – dem Landleben.

Zwar dürfen wir uns - so als Menschenrasse - zugute erhalten, akkumulativ zu evolutionieren, bestimmte Fertigkeiten in unseren genetischen Codes zu speichern. Urinstinkte lassen sich aber nur schwer mit einer zusammengerollten „Landlust“ aus uns herausprügeln.

Dennoch bricht natürlich niemand unaufgebrochen auf. Manch waidwunden Schiffbrüchigen hat tief empfundenes Elend aus der Metropole zum Denouément knapp bis ins Havelland, den Fläming, die Uckermark, nach Ostwestfalen gespült.

Menschenskind, man kann wirklich nur hoffen, dass Du hier nicht auf Genugtuung hoffst. Anerkenntnis oder überhaupt nur Wahrnehmung Deiner Aufgeriebenheit. Das ist unmöglich. Jeder Spiegel wird vor den Toren der Stadt ein Zerrbild zurückwerfen.

Deinen Zustand kennt man hier nicht. Dramen werden auf ländlicher Bühne zwar inszeniert, aber keiner geht hin. Das liegt in erster Linie daran, dass alle Teil der Inszenierung sind.

Der Landsuchende sei also darauf vorbereitet, dass der ländlichen Tragödie das Monumentale fehlt. Ob selbstinszeniertes Leid, (der weitaus häufigste Fluchtgrund),

stehendes K.O nach Schicksalsschlag, ein Schutzschild aus Selbstmitleid - all das wird sich auf dem Land nicht originalgetreu abbilden lassen. Und das meinen wir in beginnender Haltlosigkeit doch oft zu brauchen – ein Bildnis.

Im Zweifelsfall haben die Einheimischen den Landsuchenden die Traumata ein bis zwei diktatorische Regime und eine kapitalistische Zwangseingliederung voraus. Wer geblieben ist, kommt klar.

Da alle Kontinente ausreichend entdeckt zu sein scheinen, ist das Wort „Landsuche“ in der Ungebräuchlichkeit versunken. Trotz ihrer Allgegenwärtigkeit. Ihre gehetzte Schwester, die „Landflucht“ ist derweil verstörenderweise in aller Munde.

Gemeinhin wird als Landflucht das Ausbluten der Dörfer, der Zuzug in die Städte bezeichnet. Ethymologisch, soziologisch mag das korrekt sein. Die Beschaffenheit der Flucht aber nach der Wahl des Zufluchtsortes zu definieren, nach dem Wohin statt nach dem Woher, wäre um so vieles ermutigender. Es klänge nach Selbstermächtigung, Hafen, Geborgenheit. Während manch einer tatsächlich vor Gegebenheiten, Herkunft, Perspektivlosigkeit flieht, sind doch in unseren Gefilden die meisten eher Suchende als Fliehende. Wer Land sucht - und sei es in der Stadt - hat ohne ein hektisches Kompositum schon genug am Hals.

Die wenigsten Menschen ziehen aus Neugier los. Aus Neugier reist man. Aus Getriebenheit macht man Karriere. Getrieben macht man keine Strecke, man bewegt sich im Kreis. Wer der Getriebenheit huldigen möchte, bleibt in der Stadt. Um vor der Getriebenheit zu fliehen, sucht man Land. DAS Land.

Jenes, wo man wirklich hinmöchte. Wo man statt Zitronen den Trost seiner Kindheit von Bäumen pflücken kann. Wo der eigene Atem hörbar ist. Der Himmel die Erde kennt. Wo ein und derselbe Raum Stillstand und größtmögliche Bewegung beinhalten kann. Wo Dinge von sich aus duften. Ein Land, in dem man in aller Ruhe zu Ende lächeln kann. Zum Kind reifen darf. Das Land, in dem man aufhören kann zu wachsen und anfangen, zu sein.

An den Tagen nach ihrer Befreiung aus der Legebatterie wirken viele Hühner etwas verloren. Sie suchen Vertrautes und finden wenig. Kauern sich zu einem Federknäuel zusammen in

eine möglichst dunkle Ecke des neuen Stalles. Manchen ist das Gefieder abhandengekommen, andere suchen Halt im Zwischeneinander, können sich ohne das Stützen aufeinander nicht aufrecht halten. Die Möglichkeit sich zu bewegen, die Flügel zu spreizen, ist in ihren Herzen deaktiviert. Die meisten könnten, rein physisch, gleich anfangen zu scharren, sich aus artgerecht zusammengestellten Materialien ein Legenest bauen, gar den Stall verlassen und ein Sonnenbad nehmen. Sie müssten sich den Freiraum nicht einmal erobern, sie müssten ihn lediglich wahrnehmen. Doch dazu sieht sich das Huhn nicht imstande. Die Sorge des neuen Halters, die zeitlebens freiheitsberaubten Hühner würden nach Ankunft sofort die Gelegenheit wittern, aus dem Stall stürmen und müssten des Abends aus irgendwelchen Bäumen zusammengeklaubt werden, erweist sich als unbegründet. Traurig betrachtet er seine Schützlinge und fürchtet, dass die Ausbeutung der letzten Jahre sie die erste Nacht im neuen Leben nicht überstehen lassen wird. Dass sie emotional überfordert sind und mit einer kurzen Ahnung vom Paradies vor seinen Augen das Zeitliche segnen. Der Mensch blickt in die Augen seines Geflügels und erkennt, dass es nach etwas lauscht. Verängstigt, aufgewühlt, das schon. Aber mehr wie Funker in einem U-Boot die kaum hörbaren Morse-Zeichen zu deuten versuchen.

Sie lauschen der Abwesenheit von Lärm.

Die ländliche Tragödie und ihre Aufarbeitung finden meist unsichtbar und in Stille statt. Um nicht abgestoßen zu werden, muss man diese Stille nicht nur aushalten. Dieser Stille muss man zuhören.

Dann fängt sie an, ihre Lieder zu singen. Leitmotive werden erkennbar, ein melodischer roter Faden führt durch das ländliche Labyrinth. Ein Lageplan ergibt sich. Das Dorf wird sichtbar. Die Stille singt vom Kirschbaum dort am Feldstein. Der Arme steht auf katastralem Niemandsland. Nach jahrelangem Streit, wer nun seine Kirschen ernten darf, hat man salomonisch entschieden. Zuerst gab es ein Schild „Bitte bedient Euch!“. Heute weiß es jeder. Dort, in dem rosafarbenen Haus haben einst Vater und Tochter den Tod des gemeinsamen Kindes beweint. Verbotene Trauer. Verarbeitet sich schlecht. Der Vater hat einen winzigen Sarg gezimmert und ihn ganz alleine zum Friedhof getragen. Das Wirtshaus, gleich neben der Kirche steht heute leer. Den Koch hat man einst erschlagen im Weizenfeld gefunden. Die Tat konnte nie aufgeklärt werden. So schlecht war sein Essen gar nicht. Die Kirche selber beherbergt eine blutweinende Madonna. Eine chemische Analyse in den 70ern

beendete den Zauber. Das Wasser der Region ist sehr eisenhaltig. Dort, auf der einzigen, schlecht einsehbaren Dorfkreuzung, hat einmal ein junger russischer Soldat zwei ganze Winternächte lang Wache halten müssen. Er wartete stehend auf die Ankunft irgendeines damals staatstragenden Menschen samt obligatorischer Militärkolonne. Die Einheimischen brachten aus Mitleid Essen und heißen Tee. Als der Soldat gerade von der Straße heruntertrat, um die Gaben entgegenzunehmen, bog die Kolonne auf die Kreuzung ab. Sein Vorgesetzter, ein Mann mit vielen Orden auf der Brust, gab dem Jungen 10 Minuten Vorsprung, bevor er die Kameraden auf ihn hetzte. Im Birkenhain haben sie ihn wegen Fahnenflucht erschossen. Derselbe Hochdekorierte ließ später einen Ortsvorsteher an ein Militärfahrzeug gebunden durchs Dorf zu Tode schleifen... Das genaue Vergehen ist dem Dorfgedächtnis entronnen.

Geblichen ist die Überzeugung, dass man die Bürde einer ordensbewehrten Brust nur einem Menschen mit sehr viel Rückgrat zumuten sollte. Dass es aber irgendwie immer anders kommt. Wenn heute der Ministerpräsident im Wahlkampf einen Scheck für das neue Feuerwehrhaus überbringt, überschlägt sich hier niemand vor Dankbarkeit.

Das dörfliche Leid stellt sich nicht auf einen Sockel, es trägt Tarnkappe. Die Augenblicke erleben zu dürfen, in denen sie gelüftet wird, ist ein Privileg.

Mittlerweile ist das unsichtbare Leid des Dorfes nicht mehr ganz so still. Das Dorf geht wählen.

Menschenskind, es gibt eine Gegend, die dir gleicht.

Dort ist alles kostbar, klar und unverfälscht.

Es gibt eine Gegend, wo das Leben atmet, wo Zufriedenheit mit Stille gepaart ist.

Dorthin müssen wir gehen, um zu leben.

Dorthin müssen wir gehen, um zu sterben.

Zum Leben und zum Sterben braucht man einen Horizont. Keine Skyline.

Menschenskind, deine Städte sind aus Angst gebaut.

Man möchte sie aufbrechen, deine steinernen Wohntürme. Kleine Bröckchen davon über Land verstreuen und zusehen, wenn das Glück daraus sprießt.

Sicher war vor langer Zeit gut daran getan, sein Heil in der Enge zu suchen. Im dicht an dicht. Im Überlagern der Frequenzen nach einem Echolot zu forschen. Es entstand daraus ein Miteinander. Ein der Subsistenz dienendes, also notgeborenes Beieinander.

Es lockten Frieden und Sicherheit vor realexistierenden, dräuenden Feinden. Es lockten Kanalisation. Alimentation. Prostitution. Überhaupt überraschend vieles mit -tion. Man strickte daraus eine Zivilisation und hielt sie von nun an für erstrebenswert. Längst hat das Aufeinander das Beieinander verdrängt. Ein obsolet gewordenes Schutzbedürfnis quillt über, läuft Amok angesichts der Unfasslichkeit seiner neuen Fressfeinde. Pervertierte Selbstbilder statt Säbelzähntiger. Aus Selbsterhalt wurde Selbstzerstörung.

Wir verharren, tanzen mal mehr, mal weniger inspiriert um das goldene Kalb. Die Realisten nennen es „Wohlstand“, die ehrlicheren treffender „Bequemlichkeit“. Andernorts heißt das Tier Bertha oder Nummer 577. Und wenn jemand tanzt, fängt es vor Angst an zu furzen.

Längst haben wir alles „to go“ erschaffen. Auch die Bequemlichkeit. Sogar den Wohlstand. Diese Art der Mobilität, diese wirkliche zivilisatorische Errungenschaft der Zivilisation urbar zu machen wird der nächste wichtige sozio-evolutionäre Schritt sein.

Wir haben dem Säbelzähntiger die Reißzähne gezogen und unterjochen uns seinem Phantom doch weiterhin genussvoll. Wir haben es verabsäumt, uns in das immerwährende Genrebild des menschlichen Miteinanders einzupassen und versuchen, die Vergänglichkeit zu verdrängen, indem wir dem bedingungslosen Fortschritt huldigen. Nun, es war einen Versuch wert.

Menschenskind, Deine Unzufriedenheit zeigt mangelndes Selbstvertrauen. Dabei hockst du auf einem noch viel wertvolleren Ei. Damit es schlüpfen kann und lebensfähig ist, muss es von einer besonders fachkundigen Henne ausgebrütet werden. Was am Ende schlüpft, wirst Du nicht gleich sehen können. Man sieht nur das, was man kennt. Was da schlüpft, ist die Ungezähmtheit.

Denn, Menschenskind, Du hast dich bändigen lassen.

Das ist nicht schlimm. Es ist ein mit Menschenwillen reversibler Zustand.

Aber aufbrechen muss man. Auf zur Henne, jeder bringt sein Ei!

Menschenskind, kennst Du das Land?

Das magere Geschöpf mäanderte durch den verwahrlosten Garten, den Blick gesenkt, schreitend. Bauer Jokul trat näher an den sich langsam der Schwerkraft ergebenden ehemaligen Maschendrahtzaun. Mehr Masche als Draht. Die blasse, kleine Frau folgte in gebückter und doch feierlich anmutender Haltung einem äußerst ramponiert aussehenden Huhn. Das Huhn trug einen winzigkleinen Tarnanzug und lief Zick-Zack. Die blasse, kleine Frau hielt eine neonpinke Sprühflasche in Händen. Am Ende dieser Karawane des wandelnden Wahnsinns lief der riesenhafte schwarze Hund. Vielleicht war ja Glyphosat in der Sprühflasche, um die elende Spontanvegetation Mores zu lehren. Dann bestand noch Hoffnung für die geistige Gesundheit der neuen Nachbarin, ja, für den Zustand des modernen Abendlandes. Jokul war der Meinung, dass man das gesamte Nachbargrundstück brandrodend müsste, inklusive Warmsanierung des - wohl vor Scham - in sich zusammenbrechenden Wohnhauses. Er hätte von Herzen gerne das Streichholz spendiert. Obwohl Spendierfreude nun wirklich nicht Bauer Jokuls hervorstechendste Eigenschaft war. Schlitzohrigkeit schon eher. Den Bauern Jokul erkannte man an seinem rasselnden Atem lange bevor man ihn sah. Wie die meisten Bewohner des Luchs. „Guten Tag, Herr Jokul!“, strahlte daher die blasse, kleine Frau ohne den Kopf zu heben. „Die Henne habe ich von „Rettet das Huhn e.V.“. Sie wurde aus einer Legebatterie befreit und hat während ihrer Haft ihr Gefieder weitestgehend eingebüßt. Außerdem kennt sie sich mit Raubvögeln noch nicht so gut aus. Daher der Pullover.“ Sie sagte das, als würde es irgendetwas erklären. Jokuls zerplatzende Hoffnungen für das Abendland rieselten in den märkischen Sand. Das Huhn gackerte empört. „Ich möchte Huhn Hannelore nicht erschrecken, aber sie hat eine Verletzung an der Krallen, die muss stündlich mit Blutwurzinfusum besprüht werden. Loki und Ruth haben den Stall noch gar nicht verlassen.“ Die blasse, kleine Frau kniff die Augen in einer Manier zusammen, die jeden besorgten Kompaniechef hätte unseriös aussehen lassen.

Bauer Jokul entnahm dem Blick echte Sorge und eine Regung, die er nicht sogleich erkannte. Selbstzweifel.

Gesundheitliche, auch psychische Befindlichkeiten seiner Hühner regelte Bauer Jokul mit einer Axt. Ohne viel Federlesens. Wenn es nach ihm ginge, würde man auch zwischenmenschlich viel häufiger zu gut geschliffener Selbstjustiz greifen. Aber das war ja leider verboten. Unterhaltungswert hatte sie, die blasse, kleine Frau. Jetzt stand sie mit ausgebreiteten Armen auf einem Bein balancierend in der Haltung eines Kranichs hinter Huhn... Hannelore. Hatte die Irre ihre Hühner eigentlich nach Kanzlergattinnen benannt? Jokul lächelte. Vielleicht konnte es ja doch ein Auskommen geben mit dem Wirtschaftsflüchtling. Diese Frage beschäftigte das Dorf im Stillen seit Tagen. Gemeinsames Terrain musste zunächst urbar, dann nutzbar gemacht werden. Jokul sondierte. „Übrigens sammele ich immer freitags den Kaffeesatz des Dorfes ein - für meine Kompostwürmerzucht.“ Die Berliner Kleingartenkolonisten zahlten 30 Euro für 1.000 Kompostwürmer. Und nachgezählt hatte noch keiner. „Trinkst Du Kaffee?“ Die nahezu durchsichtige Beschaffenheit seiner neuen Nachbarin ließ alle möglichen Arten von Enthaltbarkeit befürchten. Die blasse, kleine Frau fixierte das Huhn und griff blitzschnell zu. Große Kunst. Die alte Grütts hätte in ihren besten Zeiten nicht so behände ein Huhn fangen können. Jokul konnte nicht anders, er glotzte. Die blasse Frau besprühete die ebenfalls sehr blasse Hühnerkralle mit einer rötlichen Brühe. Dann setzte sie das kränkliche Stück Geflügel vorsichtig zurück ins Gras. „Sehr gerne. Sobald ich ihn ausgelesen habe.“ Die Frau stand nun fast voll aufgerichtet. Sprach sie mit dem Huhn? Jokul kapitulierte schier vor der sich anbietenden Version von Realität. „Wie bitte?“, fragte er heiser. „Du kannst sehr gerne meinen Kaffeesatz haben. Sobald ich ihn ausgelesen habe.“ Bauer Jokul entfuhr ein Husten, als hätte er einen Schlag in die Magengrube bekommen. Für einen kurzen Moment war ihm die blasse, kleine Frau unheimlich. Dann wich der heilige Ernst in ihrem Gesicht einem vollausgeprägten spitzbübischen Grinsen. Die Kleine hatte einen Witz gemacht. Hier, vor seinen Ohren. An einem Dienstag. Gefolgt von einer kakophonischen Wolke aus donnergrollendem Lachen und markerschütterndem Husten, eilte er zum Haus der Grütts. Das Dorf musste sofort informiert werden: Man würde auskommen mit ihr, der mageren Blassen aus Berlin. Ganz wunderbar sogar.

Zunächst einmal muss der Landsuchende sich zur Ankunft befähigen.

Um irgendwo anzukommen, sollte man sich tunlichst vorher irgendwo anders losgelöst oder abgestoßen haben. Den Schwung wird man vor Ort noch brauchen. Vielleicht wurde man auch ein bisschen geschubst. Der eigenen Psychosomatik überdrüssig, durch einen vermeintlichen Zufall aus dem Takt geraten, einem beginnenden Ausbrennen gerade noch zuvorkommend, wird man zum Innehalten gezwungen. Vielleicht ist da eine Depression, ein Niedergedrückt-Sein, das zum Verharren zwingt, zum Blick nach ganz unten, weil Angst und Erschöpfung uns den Kopf schier nicht mehr heben lassen. Spätestens mit Eintritt dieser Symptome weiß der Betroffene, dass er kein Land mehr sieht. Dass es Zeit ist, aufzubrechen. Was wäre, wenn wir als Gesellschaft den burn-out als Initiationsmoment feiern würden? In aller Empathie. Statt ihn in einer überquellenden ICD-10 gefangen halten zu wollen. Statt ihn als leistungsinduziertes Leiden an erfolgreich maximierter Selbstoptimierung latent zu bewundern oder als Anzeichen mangelhafter Leistungsfähigkeit zu verurteilen. Wie wäre es, wenn wir ihn stattdessen als ein Anzeichen eben jenes nächsten evolutionären Schrittes anerkennen würden?? Die Verpuppung eines in Metamorphose befindlichen, urschrei-entwöhnten Mutantensäugetieres. Wir könnten den Kokon schützen und ihn pflegen, in Vorfreude auf den Schmetterling. In der Stunde seines Schlüpfens ruft der dann: Hurra – wir sind vollkommen nutzlos und das ist auch gut so.

Von ausschlaggebender Bedeutung für den Erfolg der Landsuche ist die Wahl des richtigen Reisegefährten. Da diese Mission in großen Teilen eine diplomatische sein wird, empfiehlt sich die Begleitung eines Gesandten und Übersetzers. Man schaut sich am besten in den Trümmern seiner ohnehin gerade auseinanderbrechenden Persönlichkeit um und ernennt das eleganteste der inneren Fragmente zum „Minister für Angewandte Poesie“. Da auf das eigene Urteil ohnehin wenig Verlass ist, sonst stünde man nicht, wo man steht – vor dem Nichts – , die eigenen Bewertungen uns in eine Sackgasse geführt haben, überlassen wir jedes Deuten von Informationen mit Beginn unserer Reise dem Minister für Angewandte Poesie. Er hat die Gestalt eines kleinen goldenen Vogels, fliegt vor uns her, filtert und lenkt. Im wirklichen Leben hat übrigens ein ähnlicher Minister die Immobilienanzeige jenes Objektes verfassen lassen, zu dem wir gerade aufbrechen. „Traditionell möbliertes Handwerkerobjekt mit viel Potential. Abwassergrube direkt am Haus. Alleinlage.“

Stinkt die Gölle, piepst der Minister „Herrlich, diese Landluft.“ Muss Brennholz im Akkord gehackt werden, weil Lieferanten auf dem Land dem Selbstverständnis nach keine Dienstleister sind, eher überbezahlte Freigeister, die Gefälligkeiten gewähren, sobald sie den Zeitpunkt für gekommen erachten, das Menschenskind also stöhnend und schwitzend die Axt schwingt, sagt der Minister: „Siehst Du, schon wird's warm.“ Anfangs möchte man ihm dafür minütlich ein paar auf den Schnabel hauen. Träumt kulinarisch von Goldenem Spatz am Spieß, *ministre flambé*. Er wird dir sommers wie winters dem Sonnenaufgang huldigen und den Sonnenuntergang milde betrauern helfen. Er macht lange Spaziergänge mit deinem inneren Schweinehund. Tollt mit ihm über die wohlsubventioniert brachliegenden Wiesen, zählt ihn für Dich. Er pflegt auch Deine flachen Wurzeln.

Der kleine goldene Vogel hilft dem Landsuchenden auch während des bald einsetzenden Entzugsprozesses, der gewaltigen Desillusionierung. Einer umwälzenden Umdeutung von Wertigkeiten. Im Prozess des Land-Suchens wird es gelten, dem Glauben an die Folgerichtigkeit der meisten Systeme zu entsagen. An die Sinnhaftigkeit von Tätigkeiten, die von neun bis fünf in Großraumbüros ausgeübt werden, zum Beispiel. An das Existenzrecht von Werbetafeln. An Steuererklärungen jenseits von Bierdeckeln. Der Entzug betrifft alle Sinne.

Entfremdet, entkernt, vergiftet. Damit befinden sich Landsuchende erfreulicherweise in einem ähnlichen Zustand wie das sie nun umgebende Land. Nach sämtlichen Gesetzen der Homöopathie und einigen Gegebenheiten der Magnetfeldlehre, besteht zwischen Land und Landsuchendem also eine symbiotische Resonanz. Win Win. Das Land bedarf des Suchenden, ist ihm doch in den letzten Jahren das Humankapital abhandengekommen. Wenn der Landsuchende auf seiner Pilgerreise jenseits des Speckgürtels angekommen ist, wird ihm der Gegenverkehr auffallen.

Es wird ein schmaler Grat werden zwischen Entgiftung und Entfremdung. Auch wenn uns unsere Erwerbstätigkeit natürlich mit aufs Land verfolgt, die Suche unter Umständen erst ermöglichend, werden wir mangels dauerhafter Reizüberflutung plötzlich viel mehr Zeit haben. Da das Vorhandensein von Zeit im bislang geltenden Wertesystem ein unfehlbares Zeichen für Müßiggang war, lassen die Schuldgefühle nicht lange auf sich warten. Die *carte blanche* zum Glücklich-Sein können wir uns leider nur selbst ausstellen. Jeder Behördengang bei Kafka oder Asterix und Obelix ist unbürokratischer als dieser innere Vorgang.

Wir verschaffen uns ein wenig Freiraum, wenn wir unseren emotionalen Status vorerst auf „Weichei“ setzen. Das erstickt jede intrinsisch oder extrinsisch eventuell vorhandene Erwartungshaltung.

Dann bitten wir den Minister für angewandte Poesie zur Audienz.

Er gibt uns einen Schlüsselgedanken zum Knabbern:

„Alle Beschäftigung ist entweder Geschäft oder Spiel.“

Alles, was nicht dem Selbsterhalt dient, ist Spiel. Jeder Mensch hat seine eigene Spielesammlung. Monopoly, Poker, Schach, Mensch ärgere Dich nicht, Hau den Lukas, Kniffel, das Spiel des Wissens. Homo ludens. John Nash, der Mathematiker, sitzt irgendwo auf einer vorsichtshalber nicht näher nummerierten Wolke direkt neben Albert Einstein und schaut zufrieden auf den quicklebendigen Beweis seiner Spieltheorie. Das Dorf. Irgendein Dorf. Jedes DORF.

Das Dorfleben befindet sich im Gegensatz zum Stadtleben in einem gelebten Nash-Gleichgewicht. Jeder tut das Seine unter Berücksichtigung dessen, was der andere tut. Man kennt sich. Gut und lange. Jeder kennt die Spielkombinationen und Handlungsspielräume des anderen. Diesbezügliche Wissenslücken werden bei Bedarf zum Beispiel mit einem Feldstecher geschlossen.

In der Stadt kommen Prinzipien der Spieltheorie strategisch zur Anwendung. Machiavellismus für Pazifisten. Handwerkszeug zum Machtausbau, um einen vorteilhaften Zustand in der Zukunft zu sichern. Das Dorf braucht Möglichkeiten im Jetzt. Es misstraut der Macht, dem Machtungleichgewicht. Beim Spiel des Dorflebens geht es um Ressourcen und Friedenssicherung in der Gegenwart. Vor allem aber geht es darum, sich vor dem Machtmissbrauch Dritter in Zukunft zu schützen. Von den Bedürfnissen vor Ort hat nur der Ort Ahnung. Glücklicherweise schlägt diese Überzeugung mittlerweile auch politisch Wellen.

Das Dorf sterben lassen zu wollen war ein genauso fortschrittlicher Gedanke, wie ins Zeitalter der Jäger und Sammler zurückzukehren. Es hieße die Keimzelle des menschlichen Miteinanders zu eliminieren. Wir diskutierten bis vor kurzem mehr oder weniger ernsthaft, ob die ländliche Region ein Recht auf Infrastruktur habe. Damit meinten wir nicht die ländliche Kleinstadt, die als Einzugsgebiet für den täglichen Pendlerwahnsinn noch gerade als förderungswürdig durchgeht. Klangvolle Projekte wie MELAP, das „Modellprojekt

Eindämmung des Landschaftsverbrauchs durch Aktivierung des innerörtlichen Potentials“, verhindern zumindest in Teilen Baden-Württembergs die unfreiwillige nachträgliche Umsetzung des Morgenthau-Planes.

Auch der Dorffunk, der Klatsch beim nur noch sporadisch stattfindenden Kirchenkaffee, die hinter Gardinen unterschiedlichen ästhetischen Wertes stets treu besetzten Beobachtungsposten haben letztendlich die Aufgabe, das Nash-Gleichgewicht zu bewahren. Für niemanden darf es sich lohnen, von der althergebrachten Strategie abzuweichen. Dem immerwährenden Wechsel von Geben und Nehmen. Ein Ausscheren macht sich nicht bezahlt. Die Interdependenzen sind horrend. Spielregeln zu lernen wird nicht ausreichen, um im Dorf anzukommen. Der Landsuchende muss unauslösbare Teil des Spiels werden. Sich seinen neuen Nachbarn vorzustellen, der örtlichen freiwilligen Feuerwehr beizutreten, sein Vorbeet zu pflegen, beim Dorffest ein Fass Bier zu spendieren. Notwendig. Vorspiel. Auf Dauer aber Gestenduselei. So folgt dem Aufbruch keine Ankunft.

Letztere folgt beim Landsuchenden zuverlässig einem Vier-Punkte-Plan, der so wenig konkret wie schwer zu akronymisieren ist, dafür aber absolut unfehlbar. Die ersten beiden Punkte können mit etwas Überwindung aktiv initiiert werden, Punkt drei muss in aller Radikalität angewandt, Punkt vier in seiner unfasslichen Schönheit zeitlebens als Aussichtsplattform eingenommen werden.

Die vier Punkte lauten zum Mitschreiben:

Nahbarkeit ertragen

Balance definieren

Mission aufgeben

Erhabenheit wahrnehmen

Es gibt für diesen 4-Punkte-Plan keine Abkürzungen, keine Alternativen, keine Cheats.

Nahbarkeit ertragen

Die Sonne brannte heiß. Bauer Jokul war froh, seine alten Feinrippunterhemden vor der Altkleidersammlung gerettet zu haben. Den ganzen Vormittag hatte es aus den Fenstern des

neubezogenen Resthofes fürchterlich gestaubt. Das hatte jede Lagesondierung durch die beiden Dorfältesten verunmöglicht. Die alte Grütt hatte unbedingt mitkommen wollen, um sich selbst ein Bild zu machen. Ihr konnte man schwer etwas abschlagen, sonst bekam man mindestens eklige Warzen an den Hals gehext, so erzählte man es sich bis Berlin. Die Grütt war als Böt-Frau des Dorfes jener uralten Kunst des Besprechens fähig, die vor allem bei Hautkrankheiten Wunder wirkte. Selbst einen Chefarzt von der Charité hatte sie schon das Fürchten gelehrt. Blass und schwankend, die Augen weit aufgerissen hatte der vor ein paar Wochen das Dorf verlassen. Vielleicht lag das aber auch daran, dass die Grütt, immer, wenn sie nachdachte, ihr Gebiss mit einem gezielten Griff aus dem Mund nahm, es einmal umdrehte und wieder zurück an Ort und Stelle schob. Dachte sie schnell, sah der Griff wie eine Zaubergeste aus, blitzartig, kaum, dass der erstaunte Betrachter das Geschehen in Gänze erfassen konnte. Dachte sie langsam, so dauerte der Vorgang seine liebe Zeit. Zwei Wochen später kam ein gewaltiges Fresspaket bei der Grütt ins Haus getrudelt. Anscheinend war der eitrige Hautausschlag den Beschwörungsformeln gewichen. Auch Hämorrhoiden konnte die Alte großartig. Jetzt starrten die beiden durch ein Fenster auf eine sehr blasse, sehr kleine Frau, die müde auf einer Matratze auf dem Boden saß. Das Fell des riesenhaften, ursprünglich schwarzen Hundes neben ihr war staubmatt und gräulich. Auch das Tier sah erschöpft aus. „Ach, wie praktisch, dann kann schon das Bett nicht zusammenkrachen, wenn es einmal so richtig zur Sache geht.“ Grinsend lehnte sich Bauer Jokul durch das Fenster ins Haus. Ein ernster Blick des riesenhaften schwarzen Hundes brachte ihn zum Schweigen. Kurz. Die Grütt blickte auf die frisch eingelassenen Deckenbalken und reminiszierte: „Hier hat sich doch der olle Russe dran uffgehängt. Weil doch das Kind, dass er seiner Tochter gemacht hat, jestorben is.“ Die Grütt dachte langsam nach.

„Guten Tag,“ sagte die blasse, kleine Frau, trat näher und betrachtete das Gebiss. Bauer Jokul wechselte das Standbein. Das Nash-Gleichgewicht des Dorfes war dabei, einer neuen Komponente unterworfen zu werden. „Falls du doch mal ein Bettgestell brauchst. Ich kann dir da zufällig ganz preisgünstig was besorgen.“ „Ach, danke, ich habe mir sagen lassen, dass das gewisse Risiken bergen kann. Wenn es mal ‚so richtig zu Sache geht‘.“, antwortete die kleine Frau. Das Gelächter der beiden Alten hallte noch lange die Dorfstraße entlang.

Nachmittags fand die blasse, kleine Frau zwei Eimer mit Staudengewächsen vor ihrer Haustür. ‚Fürs Vorbeet‘, stand da auf einem Stück Pappe. Daneben Ausrufezeichen. Viele. Im

Türrahmen lehnte ein Hexenbesen. Die kleine, blasse Frau entschied sich, vorerst damit zu fegen.

Balance definieren

Egal was wir suchen, wir sollten aufhören, Balance mit Gleichgewicht zu verwechseln.

Solange wir etwas anstreben, das dem Gleichgewicht der Waage der Justitia entspricht, hier etwas Gewicht wegnehmen, dort etwas hinzufügen, indem wir beispielsweise so skurrile Dinge tun, wie in Urlaub zu fahren, um uns zu erholen, hier ein wenig work, dort ein wenig life abwägen, ist unser Streben nach Balance zum Scheitern verurteilt.

Diese Maßnahmen taugen allenfalls, um ein Straucheln zu verhindern, einen Fehltritt abzufangen, kurz äußerlich das Gleichgewicht zu wahren. Aber Gleichgewicht kann nur in Statik, im reibungsarmen, luftleeren Raum dauerhaft erhalten werden. Und beides wird mit der Zeit ganz fürchterlich langweilig.

Der Gleichgewichtszustand eines offenen dynamischen Systems ist ungleich komplizierter. Und sinnlicher.

Wer lebt und nicht an einem fortgeschrittenen Stadium von Oblomowtschina leidet, wird ausbrechen. Alles was lebt, braucht Bewegung, liebt das Gerichtet-Sein, das Ankommen und zum gegebenen Zeitpunkt das Sich-Abstoßen. Aufbruch ist hierzu die unabdingbare Grundvoraussetzung.... Heiterer gelingt er ohne vorheriges Aufgebrochen-Sein.

Balance findet in Bewegung statt. Multidimensional. Nicht durch Gewichtsverlagerung. Balance kann nicht hergestellt, sie muss permanent erhalten werden. In dieser Phase, während der Definition der eigenen Balance, Produktivität erneut zum Ziel aller inneren Bewegung, allen Gerichtet-Seins, zu machen, hieße, ein Kind mit Schulranzen vom Rad zu schubsen. Produktivität erhebt einen Strohhalm zur Messlatte. Selbstwert ist auf ihr als Mehrwert skaliert. Dabei ist Produktivität in einer Wohlstandsgesellschaft des 21. Jahrhunderts oft bloße Übersprungshandlung. Größtmögliches Aktionspotential auf kleinstmöglichem Raum zusammengeballt – was soll da schon passieren? Nichts? Der Landsuchende ist ein in Fesseln gelegter Balance-Künstler. Die Fesseln binden ihn an Zweck,

an eine Mission. Zweckgebundenheit muss bei der Landsuche als erster überflüssiger Ballast über Bord gehen.

Dann erst kann Statik der Bewegung dienen, kann Balance ein Zustand der Ruhe in höchster Bewegung werden. Die Bewegung selber wird zum Zustand. Entwicklung wird zum Zustand. Möglichkeiten zu haben, wird zum Zustand. An diesem Punkt endet das Warten. Aus flügelschlagender Produktivität wird im Gleitflug befindliche Subsistenz. Das Warten auf einen Marschbefehl, auf irgendeine Mission, derer wir uns als würdig erweisen müssten, auf die große alles entscheidende, sinnstiftende Quest fällt vor unseren Augen mit verbrannten Flügeln vom Himmel. Ein Duft von Brathuhn durchzieht das ländliche Idyll. Die Ankunft vollzieht sich.

Erleichtert seufzend blickt sich der Landsuchende um, pflückt eine Handvoll lila strotzender Brombeeren und lacht. Dafür hat er in einem Berliner Biomarkt einmal 2,99€ bezahlt. Plastikverpackung inklusive. Er wischt sich die Hand am Hosenboden ab und greift zum Spaten. Freudig, denn er hat gerade nebenbei Punkt drei abgehakt und jedwede **Mission aufgegeben**. Ganz. Am Horizont, der zu diesem Zeitpunkt immer noch den Himmel von der Erde zu trennen scheint, zeichnet sich eine neue Möglichkeit ab. Heimkunft.

Die neugewonnene Freiheit möchte sich niederlassen. Sich selber die Federn lesen. Einen Horst als Anflugplatz kennen. Ruhen dürfen. Aus diesem Grund – und nur aus diesem – empfiehlt der Minister für Angewandte Poesie das Anlegen eines Gemüsegartens. Vor Ort möchte er selber dann unverzüglich ausgesetzt werden. Denn auch er möchte gebraucht werden. Hier wird er es offensichtlich nicht mehr. Angewandter als in einem Gemüsegarten kann Poesie nämlich nicht werden.

„Scheiß antiautoritäre Tiererziehung!“, brüllte die blasse, kleine Frau und prügelte auf einen Zaunpfahl ein, der sich tapfer widersetzte, ins Erdreich getrieben zu werden.

„Ihr kommt alle in den Topf!“ Die leere Drohung blieb ungehört, zumal es selbstverständlich in Strömen regnete.

Nach dem Dafürhalten des riesenhaften schwarzen Hundes hatte sein Lieblingsmensch selten ein sinnvolleres Verhalten an den Tag gelegt. Freizeitgestaltung mit Wasser aus allen Himmelsrichtungen und Hühner mit dem Tod durch Fressen zu bedrohen. Wie oft wünschte

er sich nicht, den Regen ausgiebig gemeinsam zu genießen und dabei kulinarischen Tagträumereien nachzugehen. Leider wusste der riesenhafte schwarze Hund, dass beides nur von kurzer Dauer sein würde. Er beschloss also, den Moment umso rückhaltloser zu genießen. Hochmotiviert lief er zu seinem Lieblingsmenschen und schüttelte sich.

Vor den Augen der blassen, kleinen und mittlerweile sehr nassen Frau erstreckte sich ein Schlachtfeld. Kreuz und quer zerscharfte Saatrinnen ließen anarchisches Sprießen diverser Gemüsekulturen befürchten. Salat, für den jede Hilfe zu spät kam und dessen unschuldige Setzlinge sich tragisch niedergemetzelt in den letzten Zuckungen befanden. Spitzschnabelig angefressene Blätter und Triebe wohin man auch sah. Außer dem Regen war kein Laut zu vernehmen. Die Hühner hatten den Tatort geräumt. Im blinden Gemüserausch hatte das Geflügel des Grauens gut dreißig Quadratmeter kalten Buffets marodiert. Am Ende hatte nichts so ganz ihrem Geschmack entsprochen. Trotzdem oder gerade deswegen sah der Garten aus wie Dresden 45. Spektakulärer Gemüsozid. Die Arbeit von Profis. Empfindlichen Vegetariern hätte man ob des sich darbietenden Massakers die Augen zuhalten müssen.

Ein Huhn war ein Huhn blieb ein Huhn. Das war in den Augen des Hundes schlimm genug. Diese soziopathische vierköpfige Terrereinheit aus dem Hühner-Knast aber stellte eine Bedrohung der öffentlichen Sicherheit dar und gehörte eingesperrt. Am besten zwischen zwei Brötchenhälften. Der riesenhafte schwarze Hund fing vorfreudig an zu sabbern. Die blasse, kleine Frau hieb mit vorletzter Kraft erneut auf den Pfosten ein. Der Pfosten blieb standhaft. Gerne hätte der riesenhafte schwarze Hund seinem Lieblingsmenschen bei der Arbeit geholfen. Primär mit guten Ratschlägen. Beispielsweise dem sachkundigen Hinweis, dass Hühner Flugtiere waren. Und dass demzufolge die am Pfosten deutlich abzulesende geplante Zaunhöhe eher von symbolischem Charakter geprägt sein würde. Zumal, wenn die Tierhaltung nicht nur „scheiß-antiautoritär“ sondern in Gänze gewaltfrei von Statten ging und hier niemand niemandem die Flügel stutzte.

Stattdessen leckte der riesenhafte schwarze Hund seinem Lieblingsmenschen zärtlich Tränen der Verzweiflung von den Wange.

„Sie haben zwei riesige Misthaufen, ihren eigenen Kompost, ein Sandbad mit Aromatherapie. Warum müssen sie meinen Salat töten?“, die sehr kleine, sehr blasse Frau sackte erschöpft neben dem riesenhaften schwarzen Hund zusammen.

„Weil sie es können.“, dachte der Hund und wälzte sich wohligh im nassen Sand. Ein im Übrigen überaus menschlicher Beweggrund, wie er fand. Menschen verstiegen sich zu wesentlich seltsameren Verhaltensweisen. Einfach nur, weil sie es konnten.

Gemüse anzubauen ist nicht der Zweck eines Gemüsegartens. Sondern sein Wesen. Säen, ernten, hacken, jäten. Täglich die Möglichkeit, sich zu entscheiden. Bin ich der Gärtner oder bin ich der Erdfluh? Morgens noch ganz Schöpfer, liegt das Menschenskind schon nachmittags dem Kartoffelkäfer zu Füßen und bittelt um Gnade. Seifenoper und große politische Bühne. Labor und Schutzraum. Mischkultur, versteht sich. Freilichtbühne und Folterkeller. Charakterschule und Bootcamp. Jahrhundertealtes Wissen trifft Zukunft. Biointensive Mikroagrikultur – auch ein neu erfundenes Wort, das das Zeug zur ökologischen Leitlinie hätte. Zwischen Spargelbeet und Erdbeerfeld verabschieden wir das Abstrakte und heißen das Skurrile willkommen.

„Der Untergang des Abendlandes wurde eingeleitet, als wir angefangen haben, unsere Scheiße als Sondermüll zu deklarieren.“, Bauer Jokul stellte sich auf die Zehenspitzen und sah der kleinen Frau über den frisch errichteten, viel zu niedrigen Hühnerzaun hinweg beim Düngen des Rhabarberbeetes zu. „Ich denke, ich bleibe dieses Jahr bei Pferdeäpfeln.“, rief die kleine Frau über den Zaun, den sicher folgenden gut gemeinten Ratschlag vorwegnehmend. Huhn Hannelore lief hinter ihr her und pickte Würmer aus dem Mist. Sie schienen mittlerweile ein eingespieltes Team zu sein. Der Wind ging frisch. Vielleicht hatte Huhn Hannelore die Gartenbühne ja deshalb wieder bekleidet betreten. Die Henne hatte sich heute für eine Weste in schrillum Gelb entschieden. Bauer Jokul hob eine Augenbraue gen Himmel. Die kleine Frau bewunderte diese Fähigkeit jeden Tag aufs Neue. „Das Gefieder ist schön nachgewachsen, Hannelore brauchte den Pullover nicht mehr. Aber wegen ihrer Naivität dem Habicht gegenüber hielt ich es so für besser.“, die Augen der Frau suchten Zustimmung in den seinen. Also ließ Bauer Jokul die Braue wieder sinken. Auf Dauer machte das ohnehin Falten und er würde für den Rest seines Lebens erstaunt aussehen. „Ich verstehe.“, log er stattdessen. Das hatte er sich im Umgang mit der kleinen Frau irgendwie angewöhnt. „Falls Du es Dir anders überlegst mit der Düngung...“, fügte er im Weggehen hinzu.

„... dann kannst Du mir da bestimmt zufällig was besorgen. Ganz preisgünstig.“, beendete die kleine Frau den Satz. Bauer Jokul lächelte verschmitzt. Seine Augen blitzten. „Genau! So ...unter Freunden...“, fügte er hinzu. „Unter Freunden.“, nickte die kleine Frau. Sie war gar nicht mehr so blass. Sie hatte Farbe bekommen. Ihre ganze Erscheinung trat deutlicher hervor. Als habe jemand ihre Konturen nachgezeichnet. Huhn Hannelore schüttelte sich und düngte ihrerseits den Rhabarber.

Die Landsuche ist nicht zuletzt eine orthopädische Expedition. Sie beinhaltet neben der Ausrichtung in ihrer Essenz die Lehre der Aufrichtung. Das dauert. Es ist ein entfaltender Prozess. Er bedarf der Liebe zur Geduld. Irgendwann sitzen wir voll aufgerichtet in unserem Gemüsegarten auf dem vielzitierten Thoreau'schen Kürbis.

Während wir selber an Kontur gewonnen haben, ist der Horizont mit der Zeit verblasst. Eine Trennlinie zwischen Sein und Werden scheint genauso überflüssig geworden zu sein, wie der Minister für angewandte Poesie. Edmund Burke's „delightful horror“, ein herrlicher Schrecken befällt uns. Wenn etwas gar zu schön ist, sublimiert es, verschwindet im Erhabenen, entzieht sich uns.

Kurz sitzt da die Verlustangst neben uns auf dem Kürbis. Abrupt steht sie auf, unverrichteter Dinge und trampelt grußlos Richtung Stadt. Die Resignation läuft winkend und rufend hinter ihr her.

Wenn wir es jetzt schaffen, einfach sitzen zu bleiben, hier, wo sich Kartoffelkäfer und Wühlmaus gute Nacht sagen, uns der Tatsache, dass wir trotz all der augenscheinlich vergehenden Schönheit unseren Garten nie wieder verlassen werden, anheimgeben, haben wir gelernt, **Erhabenheit auszuhalten**.

Nun ist es geschehen. Menschenskind, Du hast Dich ausgewildert.

Heute wird meine erste Tomate reifen

Lange habe ich gewartet, ihr zugesehen, Beruhigendes gesungen

Während sie gelbfließendes Sonnenlicht in Süße verzaubert hat

Über ein Jahr lang nährte sie mich

Mit Vorfreude zunächst

Mit Staunen des weiteren

Mit Demut ihre Ankunft

Mit Wärme ihr Körper

Mit Hoffnung im Kern

Fast wärst Du erfroren

Vor meinen Augen

Mir unter den bedrecknägelten Gärtnerhänden weg

Mamertus kam so sanft, dass ich das Kräuseln deiner Blätter zu Bonifaz für hasenherzige
Tomatenmimosigkeit hielt

Mein verkrustetes Gärtnerherz hatte kein Ohr für Deinen Schwanengesang

Die böse Sophie hätte dir fast den Rest gegeben

Blattverkräuselt hieltst du dich tapfer

Gerade noch aufrecht gebeugt

Wir beide wissen, keine Frucht kann je süßer schmecken

Als die der allermimosigsten, hasenherzigen, frierenden Träume.

